

Freiheit und öffentliche Meinung in Amerika

Autor(en): **Lawrence, L.M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **15 (1947-1948)**

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758454>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

FREIHEIT UND ÖFFENTLICHE MEINUNG IN AMERIKA

VON L. M. LAWRENCE

Es ist häufig im 18. Jahrhundert gesagt und im 19. Jahrhundert wiederholt worden, daß es dort, wo es Freiheit gibt, keine Gleichheit geben kann. Absolute Freiheit führe wie im Tierreich dazu, daß der Stärkere den Schwächeren unterwirft. Es kann deshalb nur Freiheit geben ohne Gleichheit oder Gleichheit ohne Freiheit.

Es ist in diesen letzten hundert Jahren vielleicht das auszeichnende Merkmal des Zeitgeistes in allen Ländern der westlichen Zivilisation gewesen, daß man sich intensiv bemüht hat, der Skylla und Charybdis dieser Alternative zu entgehen. Man manövrierte daher behende zwischen beiden Klippen hin und her und suchte ängstlich einem Stern, glänzend genug, um einen bei diesem nautischen Abenteuer zu leiten.

Es lag in der Natur des Problems, daß dieser Stern nicht die Logik sein konnte. Es mußte vielmehr etwas sein, das in seinem Wesen veränderlich war wie das Wetter und — wie das Wetter — auch jenseits aller Diskussionen stand. Es mußte, mit anderen Worten, voller Launen sein, aber voller göttlicher Launen. Es mußte manchmal kommandieren: mit Volldampf zur Skylla, oder: mit Halbdampf zur Charybdis, und wie immer auch das Kommando lautete, der Kommandant mußte im Recht sein. Der Kommandant mußte mit einem Wort eine Göttin sein.

Man fand diese Göttin in der öffentlichen Meinung.

Die öffentliche Meinung ist nicht immer gewesen, was sie heute ist. Sie war für Jahrhunderte nur ein Korrektiv. Sie war «eine weise Schranke gegen das Uebermaß eines volkswidrigen Klassen- und Kastengeistes», ein «Gegengewicht gegen den Eigennutz eines übermächtigen Beamtentums», ein «Hemmschuh für despotische Launen». Sie hatte mehr oder minder eine negative Funktion. Sie erklärte nicht, was getan werden sollte, sondern was *nicht* getan werden sollte. Sie war das Sicherheitsventil der Staatsmaschine. Sie war daher ein gutes Korrektiv, aber keineswegs ein Korrektor. Sie war selten arrogant und trachtete nicht nach der Herrschaft.

Auch war die öffentliche Meinung stets eine politische Meinung gewesen. Sie war die Stimme der Majorität in allen Fragen, die das

politische Schicksal des Volkes betrafen. Selbst als sie eine positive Funktion erhielt und alle konstituierenden Versammlungen und Parlamente sich als Vertreter der öffentlichen Meinung betrachteten, kam niemand auf den Gedanken, daß die öffentliche Meinung auch berechtigt sein könne, ihre Autorität in unpolitischen Fragen geltend zu machen.

Es schien absurd, daß die öffentliche Meinung entscheiden solle, ob Herr Huber ein großer oder ein kleiner Wissenschaftler ist, ob Tests in der Erziehung nützlich oder schädlich sind, ob ein Buch zur Literatur gehört oder zum Abfall, und ob zweimal zwei vier oder fünf ist. Die öffentliche Meinung konnte selbstverständlich sagen «fünf», aber es hatte das niemals zur Folge, daß nun alle Schulbücher revidiert wurden. Wissenschaft und Erziehung, Literatur, Kunst und Recht waren, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, frei. Sie waren die Angelegenheit kleiner Kreise, die sich mit den betreffenden Fragen beschäftigten und die öffentliche Meinung bestimmten. Ueberall, selbst in den Demokratien, gab es Autoritäten.

Aber in Amerika war es anders. In Amerika gab es fast von Anfang an nur *eine* Art von öffentlicher Meinung, die eine Hybride war und zwei Köpfe hatte. Die öffentliche Meinung in Amerika glaubte sich daher berechtigt, jedwede Frage zu entscheiden, gleichviel ob sie politisch war oder nicht. Es war dieses Doppelantlitz, das ihr jene gigantischen Dimensionen gab, die sie noch heute hat.

Auch kam noch etwas anderes hinzu. Amerika mußte notwendigerweise das Land der öffentlichen Meinung par excellence werden, da es das Land, par excellence, der Skylla und Charybdis war. Nirgends sind die Konflikte von Freiheit und Gleichheit so zahlreich. Nirgends wird die leitende Hand einer Göttin so bitterlich benötigt, um sich in den schäumenden Wassern zwischen den Klippen zu halten.

Wenn es nicht stets eine öffentliche Meinung in Amerika gegeben hätte, so würde man sie erfunden haben. Es gibt nichts, was man nicht durch die öffentliche Meinung sanktionieren ließe und es gibt ebensowenig etwas, das man unterlassen würde, um sie zu beeinflussen. Sie ist das delphische Orakel Amerikas. Es gibt keinen Weihrauch, der zu teuer ist für diese Pythia. Einhundertvierzig Millionen liegen im Staube vor ihrem eigenen Bilde.

Es ist, als ob eine Schlange mit ihrem Kopf ihren Hinterteil anbetet. Wir würden zweifellos eine siebenbändige Geschichte dieses Kults besitzen, wenn er für die Kulturen von Ur und Lakasch bezeugt wäre.

Es war der Vater der amerikanischen Verfassung, Thomas Jefferson, der sich über den Druck der öffentlichen Meinung zuerst beklagte. Er hatte sich nach seiner Präsidentschaftsperiode vom öffentlichen

Leben zurückgezogen und wollte seinen Ruhm auf dem Landgute Monticello in Virginia genießen. Aber er konnte nicht. Er wurde heimgesucht von Neugierigen, die sich auf seine Verfassung beriefen und erklärten, daß alle amerikanischen Bürger gleich seien und jeder daher das Recht besitze, den größten amerikanischen Bürger zu sprechen. Jefferson war in Verlegenheit. Aber er beschloß, die Frage zugunsten der Gleichheit zu entscheiden und gestattete daher Tausenden, sich in seinem Hause zu tummeln. Aber dann wurde es ihm eines Tages zuviel, und er entschloß sich, diesen Besuchen zugunsten der Freiheit ein Ende zu machen. Als einer der Besucher protestierte und sich auf sein Recht berief, bekam er die Antwort: «Die Existenz jenes Rechts, das Sie in Anspruch nehmen, Sir, ist mir unbekannt.»

Die Geschichte wird von dem ersten großen Biographen Jeffersons, Tucker, berichtet, und sie ist sehr wahrscheinlich. Aber ein späterer Biograph Jeffersons ist der Ansicht, daß ein großer Mann wie Jefferson dergleichen nie gesagt haben könne und bringt daher das Schiffchen, das Jefferson von der Skylla zur Charybdis gesteuert hatte, von der Charybdis wieder zur Skylla zurück. Dieser Biograph ist also wieder für die Gleichheit und nicht für die Freiheit.

Die Frage ist bis heute nicht entschieden, und sogar in der Form, in der sie hier präsentiert worden ist, ein alltäglicher Alpdruck in sämtlichen offiziellen und privaten Büros des Landes. Jeder Senator wird wie Jefferson von seinen Landsleuten in Washington aufgesucht, und jeder Senator kann das Problem ebensowenig lösen wie der Vater der Verfassung. Auch kein Präsident irgendeiner Gesellschaft, kein Direktor irgendeines Institutes, kein Professor an einer Universität kann es. Es wird von Fremden immer mit Entzücken bemerkt, daß in Amerika jeder, der irgendwo an der Spitze steht, viel leichter zu sprechen sei als irgendwo sonst in der Welt. Man interpretiert das als ein Zeichen «wahrer Demokratie» oder als «nationale Freundlichkeit». Aber es hat nichts mit Demokratie oder Freundlichkeit zu tun, wie viele sich haben überzeugen müssen, ohne es sich erklären zu können. Der Grund ist vielmehr der, daß die öffentliche Meinung von jedem Manne an der Spitze dasselbe erwartet, was die Besucher von Jefferson erwartet haben und daß nur wenige den Mut haben, die öffentliche Meinung vor den Kopf zu stoßen. Sie gehorchen daher fluchend und opfern ihre Freiheit.

Es ist in Amerika sehr gefährlich, die öffentliche Meinung zu verletzen. Es ist besonders gefährlich, weil man niemals genau weiß, was die öffentliche Meinung denkt, und weil man folglich niemals weiß, wann man sie verletzt hat. Die Mutter des englischen Dichters Anthony Trollope, Mrs. Frances Trollope, die im Jahre 1832 ein

Buch über Amerika geschrieben hat, berichtet darüber eine unvergeßliche kleine Geschichte. Diese Geschichte bestätigt nicht nur die bereits gewonnene Ueberzeugung, daß die öffentliche Meinung jede Freiheit in Amerika unmöglich macht, sondern ist auch, wie die Geschichte, die Tucker über Jefferson berichtet, der Prototyp eines alläglichen Falles.

Mrs. Trollope berichtet, daß an einem Nachmittage, den sie mit Freunden teetrinkend in ihrem Hause verbrachte, plötzlich an der Tür geklopft wurde und ein Mann erschien. «Es erschien eine wohlbeliebte Persönlichkeit, die behauptete, unser Hauseigentümer zu sein. ‚Ist jemand hier krank?‘ fragte er. ‚Wir fühlen uns alle sehr wohl, Sir, vielen Dank‘, antwortete ich. ‚Es tut mir unter diesen Umständen leid, Madame, Ihnen mitteilen zu müssen, daß Sie hier nicht länger wohnen können. Die Sitte, daß Familien am Nachmittag Tee trinken, ist hier unbekannt. Sie müssen sich entweder bequemen, wie meine Frau oder wie ich zu leben oder mein Haus verlassen.‘ Ich wußte nicht, was ich darauf erwidern sollte, da er mit sehr autoritativer Stimme sprach. Ich konnte nur stammeln, daß unsere Manieren gute Manieren sind . . .»

Es gibt tatsächlich keine private Angelegenheit, um die sich die öffentliche Meinung in Amerika nicht kümmerte. Sie tat es 1830, und sie tut es heute. Authentische Beweise könnten zu Zehntausenden erbracht werden. Aber es wird wahrscheinlich ein einziger genügen.

Wir besitzen die Formulare, die in North Carolina bis vor kurzem für die Kontrakte mit Lehrerinnen benutzt worden sind. Lehrerinnen wurden in diesen Kontrakten — im Interesse der öffentlichen Meinung — zu folgenden Dingen verpflichtet: 1. «Ich verspreche, mit keinem jungen Mann auszugehen, es sei denn, daß es erforderlich ist, um die Arbeit in der Sonntagsschule zu fördern.» 2. «Ich verspreche, nicht zu tanzen oder mich indezent zu kleiden.» 3. «Ich verspreche, nächtlich acht Stunden zu schlafen und ausreichend zu essen.» 4. «Ich verspreche, mich nicht zu verlieben, zu verloben oder heimlich zu heiraten . . .»

Es waren natürlich nicht alle Kontrakte der restlichen 47 Staaten wie dieser formuliert, aber das ist belanglos. Entscheidend ist, daß es kein zivilisiertes Land der Welt gibt, in dem ein solcher Kontrakt möglich gewesen wäre. Auch gingen die anderen Staaten nicht sehr viel rücksichtsvoller mit ihrem Lehrpersonal um. Staaten wie California, New Jersey, Tennessee, Städte wie Urbana in Illinois und Lynn in Massachusetts stellten sogar die Frage, ob der Kandidat rauche. Und bejahte er es, so hatte er kaum eine Chance, einen Kontrakt zu erhalten.

Selbst wenn jemand bereit war, all seine Freiheit zu opfern, sei es aus Liebe zum Beruf oder weil der Hunger zu groß war, so hatte er damit seinen Kampf mit der öffentlichen Meinung nicht überstanden. Im Gegenteil. Das Schlimmste kam erst. Es begann nun, nachdem der Kampf mit dem Schulboard überstanden war, der Kampf mit den Eltern der Kinder. «Die Mehrzahl der Eltern sind der Ansicht, daß das Kind ein demokratisches Recht habe, versetzt zu werden... Wenn eine Lehrerin nicht den Wunsch hat, in Stücke gerissen zu werden..., darf sie niemals ein Drittel ihrer Schüler durchfallen lassen», schreibt der bekannte Schuldirektor George Henry.

Das gesamte soziale und politische Leben ist durch die öffentliche Meinung in der gleichen Weise kontrolliert wie das private. Es wäre zum Beispiel falsch, anzunehmen, daß sich die Schulboards, die die Kontrakte abschließen, aus vergreisten Schuldirektoren, Schulintendanten und Schulsuperrevisoren zusammensetzen. Man findet ganz im Gegenteil nirgends weniger Aktenstaub als in den Büros dieser Boards. Sie werden in 60 bis 80 Prozent aller Fälle von den Bankiers, Industriellen, Anwälten, Aerzten, Drogisten und Geschäftsreisenden ihrer Land- oder Stadtgemeinde gewählt, und man darf daher sagen, daß es die öffentliche Meinung persönlich war, die sich auf den Amtsschemel gesetzt hat.

Die Dinge liegen nicht viel anders, wenn es sich um höhere Schulen handelt, um Colleges oder Universitäten. Sie sind alle kontrolliert durch Boards oder Regents, und die Mitglieder sind entweder gewählt, kooptiert oder ernannt. Der Präsident aller dieser höheren Institute ist nichts anderes als der Geschäftsführer dieser Boards, der entlassen wird, wenn er die auf ihn gesetzten Erwartungen nicht erfüllt. Und diese Erwartungen bestehen vor allem darin, daß er nichts unternimmt, was die öffentliche Meinung kritisieren könnte. James McKeen Cattell, der vor dreißig Jahren der erste war, der diese Verwaltungsdiktatur beschrieben hat, und seine Kühnheit mit dem Verlust seiner Professur bezahlen mußte, hat den Gegensatz zwischen diesem amerikanischen und dem europäischen System in klassischer Weise formuliert. «Der Gegensatz zwischen dem vorherrschenden amerikanischen System und der Praxis und dem Geist in anderen Ländern ist immens. In unserem angeblich demokratischen Lande hat die Universitätsverwaltung Formen angenommen, die man erwartet, in Ländern zu finden, die durch Diktatoren regiert werden. Während europäische Universitäten eine Verfassung haben, die von einem amerikanischen Theoretiker hätte geschrieben werden können.»

Selbst ein Mann von so gemäßigtem Geiste wie Amerikas bekanntester Historiker Charles A. Beard mußte gestehen: «Wir haben... einen Punkt erreicht, wo man nicht länger annehmen darf,

daß es Freiheit in der Erziehung gibt . . . Das kostbare Gut der Freiheit . . . steht in Gefahr, ausgerottet zu werden und damit die Prinzipien, auf denen jede demokratische Regierung ruht.»

Es gilt dieser Satz nicht nur für Universitäten. Er gilt für das gesamte öffentliche Leben. Man findet die Freiheit immer nur dort, wo man sie nach der Verfassung des Landes nicht vermuten sollte, während sie dort, wo sie nach der Verfassung bestehen sollte, fehlt. Die korrupte Geschichte der Annexion von Texas, die Geschichte des mexikanischen Krieges (den nicht weniger als drei Präsidenten der Vereinigten Staaten — John Quincy Adams, Lincoln und Grant — als schamlos bezeichnet haben), die Geschichte Hawais (gegen dessen Okkupation ein vierter Präsident, Cleveland, durch Desavouierung seines eigenen diplomatischen Vertreters protestiert hatte), die unglaubliche Geschichte der Kontraktbrüche mit den Indianerstämmen — um nur ein paar Beispiele zu geben —, beweisen, daß es stets die öffentliche Meinung war, die siegte. Und öffentliche Meinung respektierte keine Rechte, keine Freiheit, keine Verfassung, sogar noch nicht einmal die Scham eines Präsidenten, der öffentlich bekannt hatte, daß seine Nation ein Unrecht begangen habe.

Die öffentliche Meinung hat das niemals getan und tut das auch heute nicht. Es ist nur das letzte Glied in einer unendlichen Kette von Fällen, daß kürzlich ein Schwurgericht, unter dem Druck der öffentlichen Meinung, die Mörder eines Negers freisprach. Der Tatbestand ließ nicht den allergeringsten Zweifel über die Täter zu. Aber hätten die Geschworenen, bemerkt die Zeitschrift «Time», den weißen Mann für das Lynchen des Negers verurteilt, so hätten sie «gesellschaftlichen Boykott, vielleicht sogar eine Bedrohung ihres Lebens zu befürchten gehabt.»

Gerechtigkeit ist eine jener Ideen, für die sich der Amerikaner gern begeistert. Aber er verwirklicht sie selten, denn die Vorbedingung heißt Unabhängigkeit und Mut. Und beides findet man in Amerika nicht allzu häufig.

Es gab nichts, was Mrs. Trollope bereits vor hundertfünfundzwanzig Jahren so sehr erregte, wie dieser brutale Widerspruch zwischen dem, was man in Amerika tut, und dem, was man dort preist. «Hätte ich während meines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten irgendeinen Zug in dem Charakter der Amerikaner bemerkt, den man hätte anführen können, um die ewige Prahlerei mit der amerikanischen Freiheitsliebe und Liberalität zu rechtfertigen, ich wäre gern bereit gewesen, diese Menschen zu respektieren, so sehr auch mein Taktgefühl, mein Geschmack und mein Empfinden durch die Eigenart ihrer Sitten und Gebräuche verletzt worden war. Aber es ist schlechthin unmöglich für irgend jemanden, der auch nur über

die gewöhnlichste Form der Ehrlichkeit verfügt, nicht empört zu sein über die Widersprüche zwischen ihrer Theorie und ihrer Praxis.»

Dieser Gegensatz besteht heute wie vor hundertfünfundzwanzig Jahren. Aber es ist heute möglich, etwas zu erkennen, was damals kaum sichtbar gewesen sein kann — die Schuldlosigkeit des Amerikaners. Man kann ihn für diese zwei Seelen in seiner Brust nicht moralisch verantwortlich machen; er hat diesen Widerspruch nicht gewollt. Er ist sich dieses Widerspruchs sogar kaum jemals bewußt.

Es ist ein Mißverständnis, für Phänomene dieser Art das Individuum verantwortlich zu machen. Der Einzelne kann vollkommen harmlos sein, sogar das sein, was man einen «guten» Menschen nennt, und doch unbegreifliche Dinge tun. Der Grund ist, daß jeder mit Ideen denkt, die nicht seine eigenen sind. Sie sind vielmehr das traditionelle Gut seiner Gruppe, Klasse, Nation oder Kirche, und er hat sie kritiklos übernommen wie seine Sprache. Er mag manchmal ein Kriterium haben, sie auf ihren Gehalt hin zu prüfen; aber das ist selten. Er wird sich zum Beispiel in unserer Zeit für befähigt halten, religiöse Ideen zu prüfen. Aber die Kriterien, die er verwendet, werden in mehr als neunundneunzig von hundert Fällen abermals nicht seine eigenen sein, sondern die der Zeit. Es gibt also in jedem Individuum zwei Denkquellen, von denen die eine in ihm selbst liegt und die andere außerhalb seines Selbst. Die eine oder andere auszuschalten, ist vollkommen unmöglich. Alles, was das Individuum tun kann, ist, den Akzent von der einen zu der anderen verschieben. Ein guter Mensch kann daher seine Frau und seine Kinder lieben, er kann ein guter Freund sein, ein guter Chef, ein guter Arbeiter und so weiter. Er kann das Siegel seines Wesens auf alle diese Beziehungen drücken. Aber was er nicht zustande bringen kann, ist, das gleiche mit jenen Beziehungen zu tun, die aus den Ideen der zweiten Denkquelle fließen. Nehmen wir an, daß zu ihren Beziehungen die der Freiheit und Gleichheit gehören. Beide Ideen sind nicht sein Eigentum, er hat sie übernommen, und er ist überzeugt, daß es gute Ideen sind. Er kann sich dann gebärden wie er will, er kann der harmloseste Mensch der Welt sein, er wird eines Tages seiner Familie, seinen Freunden oder seiner Nation Kummer bereiten. Er muß, ob er will oder nicht, in den Jefferson-Konflikt geraten. Er muß eines Tages eine Entscheidung zugunsten der Freiheit oder zugunsten der Gleichheit treffen. Und gleichviel, wie er sich entscheidet, er wird die entsetzen, die die Partei der anderen Seite ergriffen haben. Entscheidet er sich für die Freiheit zum Beispiel, wird seine Umgebung wahrscheinlich genau so entsetzt sein wie der Besucher über Jefferson oder der Biograph Jeffersons über die Geschichte des Besuchers. Entscheidet er sich umgekehrt für

die Gleichheit, so werden viele ebenso entsetzt sein wie Mrs. Trollope über ihren Hauswirt. Nimmt dieser Konflikt größere Dimensionen an, ist es vielleicht sogar erforderlich geworden, die Freiheit oder die Gleichheit mit der Waffe zu verteidigen, so ist aus dem harmlosen Menschen plötzlich «ein ganz anderer» geworden, und man spricht von der Wandelbarkeit und Unergründlichkeit der menschlichen Natur. Sie ist gewiß unergründlich, aber nicht in diesem Falle. Der Mensch ist der gleiche geblieben. Er ist nur in den Strudel eines Konfliktes geraten, an dem er selbst vollkommen unschuldig ist. Er ist unschuldig, weil das Zentrum dieses Strudels nicht in ihm liegt, sondern in jenen Ideen immanent war, die nicht sein Eigentum sind und die er gutgläubig übernommen hat.

Das Individuum ist ebenso schuldlos, wenn es sich nicht um die Ideen der Freiheit oder Gleichheit handelt, sondern um die der Realität. Der Weg zur Realität kann durch Ideen, die er gutgläubig übernommen hat, blockiert werden. Er wird dann weder fähig sein, den Charakter seiner Umgebung noch seinen eigenen Charakter zu erkennen. Er wird, wie ein bekannter amerikanischer Staatsmann, fähig sein zu sagen: «Wir können uns keine Vorstellung davon machen, wie schlecht wir verstanden werden und wie häufig wir mißverstanden werden.» Oder er wird die Konfusion sogar noch weitertreiben und sich zum Beispiel zum Vorkämpfer religiöser Ideen machen, obgleich seine Ausdrucksweise bereits verrät, daß er ein Materialist der krudesten Gattung ist. Er wird es zum Beispiel — wie kürzlich ein amerikanischer Senator — fertigbringen, zu erklären: «Wir müssen aus der amerikanischen Demokratie einen Exportartikel machen... Der christliche Begriff von der Würde des Menschen ist die stärkste revolutionäre Idee unserer Zeit... Wir haben es leider zugelassen, daß die Valuta jenes materialistischen... Zeugs, das der Kommunismus propagiert, heute höher steht als der Exportwert unseres eigenen Glaubens.» Er muß mit anderen Worten eine Konfusion produzieren, deren Ausmaß der Verwirrung gleichkommt, in der der traurige Ritter de la Mancha lebte. Der Zugang zur Realität muß ihm versperrt sein. Er muß glauben, daß man Menschen mit Uhren vergleichen kann, von denen zwar einige groß und andere klein sind, einige alt und einige neu, einige sogar stets vorgehen, während andere stets nachgehen, die aber im übrigen vollkommen gleich sind und als Einheiten behandelt werden können. Er kann keine Vorstellung von der Person haben. Er muß für Realität halten, was Abstraktion ist, und für Abstraktion, was Realität ist, und er muß beides tun, ohne eine Ahnung zu haben, was er tut.

Es wird genau das gleiche passieren, wenn er das happy end liebt, und Tragik (wie alle Amerikaner) verabscheut. Es wird sogar noch

sehr viel mehr passieren. Er wird, da es Größe ohne Tragik nicht geben kann, keine Vorstellung von Größe haben und wird einen big man mit einem great man verwechseln. Er wird, da er keine Vorstellung von Größe hat, auch keine über Erziehung haben, da Erziehung «ohne die ständige Vision der Größe» nicht möglich ist. Er wird keinen Schmerz verstehen, weil es nur die Idee der Tragik ist, die den Schmerz adelt. Er wird die Komödie nicht verstehen, weil es Komik ohne Tragik nicht geben kann. Er wird keine Tragik verstehen und sie mit Sentimentalität verwechseln. Er wird Sentimentalität mit Liebe verwechseln oder sogar mit sex, und er wird sein eigenes Leben zerstören, obgleich er nichts tut, was der strengste Moralist tadeln könnte.

Er wird wie Don Quijote ein guter Mensch sein und zugleich eine traurige Gestalt. Er wird wie Don Quijote in einen Strudel von Konflikten geraten, an denen er moralisch vollkommen unschuldig ist.

Es ist diese Situation gewesen — die man heute die «amerikanische» nennen könnte —, die Theologen und Philosophen aller Länder seit Jahrtausenden beschäftigt hat. Lebt der Mensch von Ideen, die nicht sein Eigentum sind und muß er von ihnen leben, weil selbst der Klügste die ganze Welt der Ideen nicht allein produzieren kann, so kommt dieser Welt mehr Bedeutung zu als irgendeinem anderen Faktum des privaten oder öffentlichen Lebens. Das Verhältnis zwischen dieser Ideenwelt und dem privaten Leben muß dann das sein zwischen einer Quelle, von der die ganze Bevölkerung einer Stadt lebt, und einer Wasserkaraffe in einem privaten Hause. Der Reinheit, der Qualität der Quelle muß eine unendlich viel größere Bedeutung zukommen als der Reinheit der Wasserkaraffe. Jeder Schmutz in der Quelle muß eine Katastrophe sein, während jeder Schmutz in der Karaffe nur ein Malheur ist. Mit anderen Worten: Die Qualität des Ideensystems, von dem eine ganze Bevölkerung lebt, muß wichtiger sein als alle Fragen der persönlichen Moral. Ob jemand faul ist oder fleißig, gerecht oder ungerecht, gut oder böse, ist eine sekundäre Frage, verglichen mit der Quellenfrage. Sie ist sicherlich keineswegs gleichgültig. Aber ein schlechter Mensch fügt in der Regel sich selbst mehr Harm zu als anderen. Auch ist es umgekehrt sicherlich nicht nur erfreulich, sondern notwendig, daß es gute Menschen gibt; mit ihnen geht alle Hoffnung dieser Erde. Aber ist die Quelle verschmutzt, so können selbst zehn gute Herzen die Stadt nicht vor der Vergiftung retten. Sie müssen sogar selbst, wie alle anderen, ihr Opfer werden.

Ich glaube, daß es diese Situation ist, diese unabänderliche Situation, die von einigen Mystikern des Mittelalters als die der «zwei Lichter» bezeichnet wurde. Sie kannten kein größeres Verhängnis, als

«die Lichte zu vertauschen». Sie wollten damit sagen, daß alles Licht, das der Quelle zukommt, dem Individuum gegeben wird, und umgekehrt. Sie bezeichneten es als das größte Verhängnis, weil man damit die Welt auf den Kopf stellt. Und das tut man tatsächlich. Man legt in unserer Zeit größeren Wert auf die persönliche Moral als auf die Reinheit der Ideen, von denen wir leben. Aber man erreicht damit gar nichts. Das Ergebnis ist nur, daß sogar die persönliche Moral schlechter wird.

Amerika hat die Lichte vertauscht.